

ROBERT DALLEK

# JOHN F. KENNEDY

Ein unvollendetes Leben

Aus dem Amerikanischen von  
Klaus Binder, Bernd Leineweber  
und Peter Torberg

DEUTSCHE VERLAGS-ANSTALT  
MÜNCHEN

Die Originalausgabe erschien 2003 unter dem Titel »An Unfinished Life: John F. Kennedy 1917–1963« bei Little, Brown and Company, Inc., Boston / New York / London.

Für die deutsche Ausgabe wurden in Absprache mit Robert Dallek und dem Verlag Little, Brown Kürzungen vorgenommen.

Für Len und Myra Dinerstein, Larry Levine und Dick Weiss  
– vierundsiebzig Jahre teurer Erinnerungen – und für  
Jeff Kelman – meinen medizinischen Berater.

»Überlege, wo der Himmel eines Menschen meist  
beginnt und endet, / Und sage dir, mein Himmel  
war es, solche Freunde zu haben.«

*William Butler Yeats*

Bibliographische Information Der Deutschen Bibliothek  
Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in  
der Deutschen Nationalbibliographie; detaillierte  
bibliographische Informationen sind im Internet  
über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

3. Auflage 2003

© 2003 by Robert Dallek  
© 2003 by Deutsche Verlags-Anstalt, München  
für die deutsche Ausgabe  
Alle Rechte vorbehalten

Gestaltung und Satz: BK-Verlagservice, München  
Gesetzt aus der ITC Giovanni

Druck und Bindung: GGP Media, Pöfßneck

Printed in Germany  
ISBN 3-421-05200-X

## Inhalt

Vorwort	9	
<b>TEIL EINS</b>	<b>Die Jugend</b>	
Kapitel 1	Anfänge	13
Kapitel 2	Privilegierte Jugend	37
Kapitel 3	Schrecken des Lebens	69
<b>TEIL ZWEI</b>	<b>Öffentlicher Dienst</b>	
Kapitel 4	Politische Ambitionen	107
Kapitel 5	Parlamentarier	125
Kapitel 6	Senator	159
<b>TEIL DREI</b>	<b>Kann ein Katholik Präsident werden?</b>	
Kapitel 7	Nominierung	195
Kapitel 8	Die Wahl	221
<b>TEIL VIER</b>	<b>Der Präsident</b>	
Kapitel 9	Die Fackel ist übergeben	255
Kapitel 10	Wie man Präsident wird	285
Kapitel 11	Eine Welt voller Probleme	325
Kapitel 12	Krisenmanager	363
Kapitel 13	Zögernder Krieger	391
Kapitel 14	Die Grenzen der Macht	419
Kapitel 15	Enttäuschungen und Pfuscherien	445
Kapitel 16	Bis an den Rand des Abgrunds – und zurück	475
Kapitel 17	Neue Ziele: Innenpolitik	525
Kapitel 18	Neue Ziele: Außenpolitik	547
Kapitel 19	Eine unvollendete Präsidentschaft	579

Nachwort	657
Danksagungen	669
Quellen	673
Abkürzungen	675
Anmerkungen	676
Bibliographie	744
Register	751
Bildnachweis	760

## TEIL EINS

### **DIE JUGEND**

Jeder mußte sich prüfen, und wenn er Mut und Glück hatte, erlangte er Reife. Das war alles, was du erwarten konntest oder worauf du einen Anspruch hattest: aufzuwachsen.

*Ward Just, The Translator (1991)*

## Anfänge

George Bernard Shaw sprach als Ire, wenn er mit den folgenden Worten einer Einsicht Ausdruck gab, die er vom Leben hatte: »Ich träume von Dingen, die nie da waren – und ich sage mir: Warum nicht?«

*John F. Kennedy vor dem irischen Parlament am 28. Juni 1963.*

**I**M AUGUST 1947 reiste John F. Kennedy nach Irland. Die Reise ist aus mehreren Gründen bemerkenswert. Kennedy war vor allem anderen ein »guter Neu-Engländer«, ein Amerikaner, der – wie der irische Botschafter in den Vereinigten Staaten sagte – fast jede Verbindung zur alten Heimat verloren hat. Der Botschafter erinnerte daran, wie oft Jack Kennedy in den dreißiger und frühen vierziger Jahren in England war, ohne Irland besucht zu haben, und nannte ihn nicht ohne Ranküne »einen englischen Amerikaner«. »Viele Leute machten großes Aufheben um seine irische Abstammung«, sagte ein englischer Freund von Kennedy, aber er sei »Europäer ...; mehr Engländer als Ire« gewesen. Nun endlich fuhr er doch in die Heimat. Sein Vater freilich sah das anders. Alles, was Joseph Patrick Kennedy tat, war gefärbt von seinem nahezu zwanghaften Streben nach gesellschaftlicher Anerkennung. Darum regte er sich jedes Mal gehörig auf, wenn man ihn als »Iren« hinstellte. »Verflucht nochmal!« tobte er, als eine Bostoner Zeitung ihn als solchen identifizierte. »Ich bin in diesem Land geboren! Meine Kinder sind in diesem Land geboren! Was zum Teufel muß man tun, um Amerikaner zu werden?« Aber sein zweitgeborener Sohn orientierte sich diesbezüglich mehr am Vater seiner Mutter, an John F. Fitzgerald.

»Man war sich da nie ganz einig, ob mein Großvater Fitzgerald aus Wexford stammte, aus Limerick oder aus Tipperary«, sagte Kennedy einmal. »Und noch unklarer ist, woher meine Urgroßmutter kam. Denn ihr Sohn, der Bürgermeister von Boston war, hatte in seinen Wahlreden die Angewohnheit, seine Mutter stets aus der Grafschaft stammen zu lassen, aus der auch die meisten seiner Zuhörer und Wähler stammten.« Und

tatsächlich zögerten die irischen Amerikaner in Kennedys Wahlbezirk, den damals Neunundzwanzigjährigen zu unterstützen, als er zum ersten Mal für den Kongreß kandidierte, weil er auf seine irische Abstammung so wenig Wert legte und schon gar nicht stolz darauf war.

Offiziell war John F. Kennedy in das noch von den Verwüstungen des Zweiten Weltkriegs gezeichnete Europa gereist, um Informationen darüber zu sammeln, was man für die effektive Umsetzung des Marshall-Plans brauchte. Inoffiziell war es eine Gelegenheit, ein bißchen Urlaub bei Kathleen Kennedy Harrington zu machen, seiner Lieblingschwester, die noch mehr »englisch-amerikanisch« war als er. Ihr Mann, William Cavendish Harrington, der der nächste Herzog von Devonshire geworden wäre, war im Krieg gefallen; Kathleen war dennoch in England geblieben, wo sich die Devonshires mit liebevoller Aufmerksamkeit um sie kümmerten. Sie hatte freien Zugang zu deren großen Landgütern, darunter auch zu Lismore Castle in der südlichen Grafschaft Waterford, einem Gutshaus aus dem zwölften Jahrhundert, das einst Sir Walter Raleigh gehört hatte.

Für Kathleen war Lismore der »vollkommenste Platz auf Erden«. Sie lud ihren Bruder Jack ein, ein paar Tage mit ihr zu verbringen, und versprach, ihn dort mit dem früheren Außenminister Anthony Eden, mit Pamela Churchill, der geschiedenen Frau von Winston Churchills Sohn Randolph, und anderen prominenten Engländern aus Politik und Gesellschaft zusammenzubringen. »Anthony Eden kommt heute«, schrieb sie einem amerikanischen Freund, »das heißt, am Wochenende werden er und Jack die Weltlage geklärt haben.« Wie Kathleen war auch Jack Kennedy so erzogen worden, daß er sich in gehobenen Kreisen zwanglos bewegen konnte. Beide betrachteten sich als amerikanische Aristokraten. Er war Mitglied des Kongresses und der Sohn eines der reichsten amerikanischen Unternehmer – der zudem amerikanischer Botschafter in England gewesen war –, und er verfügte über Witz, Charme und Intelligenz.

Aber alle, die John Kennedy 1947 zum ersten Mal trafen, waren etwas befremdet über sein Auftreten. Er war im Frühjahr dreißig geworden, sah jedoch noch immer aus wie ein »Schuljunge«, bestenfalls wie ein Doktorand der politischen Wissenschaften in Harvard. Zu diesem Eindruck trug auch seine legerere Kleidung bei. Selbst im Sitzungssaal des Repräsen-

tantenhauses war er mitunter in einem zerknitterten Leinenjackett und Khakhiosen zu sehen, aus denen das Hemd heraushing. Die Cafeteria besuchte er in Pullover und Turnschuhen. Mit seiner schlanken Erscheinung – bei einer Größe von einem Meter achtzig wog er nur 65 Kilogramm –, seinem hageren, sommersprossigen Gesicht und dem vollen, zerzausten, braunen Haar wirkte er jünger als dreißig. Selbst wenn er einen Anzug trug, was nicht oft vorkam, sah er nicht aus wie ein typisches Mitglied des Kongresses. »Er trug grauenvolle Anzüge«, erinnert sich seine Sekretärin Mary Davis, »es sah furchtbar aus, wie sie an seinem Körper schlotterten.« Die meisten Abgeordneten des Repräsentantenhauses kleideten sich so, wie sie ihre Rolle und Bedeutung verstanden; Kennedy dagegen hatte eine andere Auffassung von seiner Aufgabe, und die brachte er in seiner Kleidung zum Ausdruck. Er wirkte nicht sonderlich reif, und die meisten seiner Kollegen konnten ihn nicht recht ernst nehmen. Anfangs sahen altgediente Kollegen im Parlament ihn vor allem als Sproß einer berühmten Familie, der sein Amt eher geerbt als es sich verdient hatte. Und manchmal machte er überhaupt keinen Eindruck auf sie. »Wie findet ihr das?« fragte er eines Morgens seine Mitarbeiter im Büro. »Da stiegen ein paar Leute in den Aufzug und sagten zu mir, sie wollten in den vierten Stock.« In seiner ersten Woche im Repräsentantenhaus hielt ihn ein altes Kongreßmitglied für einen Boten und fragte ihn nach einer Rechnungskopie.

Dennoch erregte er selten Anstoß. Zwar ging eine gewisse Kühle von ihm aus, und man spürte seine Selbstbeherrschung, aber mit seinem gewinnenden Lächeln und seiner unverfälschten Offenheit gewann er sich meist rasch Sympathien. »Die Wirkung, die er auf weibliche Wähler hat, ist geradezu unanständig«, schrieb James Reston, ein Kolumnist der *New York Times*. »Die Frauen wollen ihn entweder bemuttern oder heiraten.« Man könne, so ein anderer Kolumnist, wenn man für solche Vorstellungen empfänglich sei, auf die Idee kommen, »daß er verloren oder gestohlen« sei, »ein Prinz im Exil vielleicht oder eine sehr reiche Waise.«

In die Zeit, die Jack in Irland verbrachte, fiel auch ein Besuch in New Ross, einem Marktstädtchen am Barrow River, achtzig Kilometer östlich von Lismore. Kathleen, die lieber mit ihren Gästen Golf spielte, war nicht mitgekommen. Dafür begleitete ihn Pamela Churchill, nachdem Jack sie

»ziemlich leise, eher schüchtern« darum gebeten hatte. Fünf Stunden fuhren sie in Kathleens großer amerikanischer Limousine auf den zerfurchten Straßen an Irlands landschaftlich schöner Südküste entlang, bis sie New Ross erreichten. Es war keine Fahrt ins Blaue. Als sie den Ort erreichten, hielt Jack an und fragte nach dem Haus der Kennedys. »Zu welchen Kennedys wollen sie denn?« war die Gegenfrage. Sie hatten nur einen Brief seiner Tante Loretta, der Schwester seines Vaters, um sich zu orientieren. Jack versuchte es mit einem kleinen weißen Bauernhaus am Dorfrand, dessen zur Straße liegender Hof von Hühnern und Gänsen bevölkert war. Eine Frau, um die sich sechs Kinder drängten und »die genauso aussah wie alle Kennedys«, grüßte ihn mißtrauisch. Sie ließ ihren Mann holen, der auf dem Feld war, und die Familie lud Jack und Pamela zum Tee in ihr kleines Cottage ein – mit Lehmfußboden und Strohdach. Pamela war beeindruckt von der schlichten Würde der Familie, dennoch erinnerte sie der Besuch an eine Szene aus *Tobacco Road* von Erskine Caldwell, einem Roman über das Leben der »poor whites« im Süden der USA. Jack, der glaubte, er habe einen Vetter dritten Grades gefunden, war aufgeräumt und fröhlich. Er fragte, ob er etwas für sie tun könne, woraufhin die Verwandten baten, er möge »die Kinder in dem großen Auto durchs Dorf fahren«, was er mit großem Vergnügen tat. Pamela verstand »die Magie dieses Nachmittags« ganz und gar nicht, Kathleen ebensowenig. Sie war bloß ärgerlich, daß Jack so spät zum Essen kam. »Haben die ein Bad?« fragte sie abfällig.

**DEN MEISTEN** Familienmitgliedern waren diese Kennedys aus New Ross fremd, Menschen, die man am besten ignoriert oder vergißt. Nicht so für Jack.

Er wußte nur wenig über seine Vorfahren. Sein Urgroßvater Patrick Kennedy war während der großen Kartoffelhungersnot in den späten 1840er Jahren nach East Boston gekommen. Als Küfer stellte er Wagen- teile und Whiskeyfässer her, er heiratete Bridget Murphy, wurde Vater von drei Töchtern und einem Sohn und starb 1858 im Alter von nur fünfunds- dreißig Jahren an Cholera.

Jack wußte auch, daß Thomas Fitzgerald, der Urgroßvater mütterli- cherseits, noch bis 1854 auf seinem Hof in Irland ausgehalten hatte. Dann hatte der Hunger auch ihn nach Amerika getrieben. Er ließ sich

zunächst in Acton nieder, knapp vierzig Kilometer westlich von Boston. Aber die Landwirtschaft brachte nichts ein, und so zog er in das irische Viertel im Bostoner North End, einem gedrängten Slum aus Holzhäu- sern. Ein Zeitgenosse beschrieb dieses Viertel als eine »trostlose, elende« Welt, in der alles »gemein und widerlich war und man es zu nichts brin- gen konnte«. Nur die schmucke katholische Kirche konnte Augen und Seelen ein wenig Trost spenden.

1857 heiratete Thomas Rosanna Cox. Die beiden hatten zwölf Kin- der, von denen neun das Erwachsenenalter erreichten, für jene Zeit eine erstaunlich hohe Zahl. Thomas, der bis 1885 lebte, sechs Jahre länger als Rosanna, brachte es zunächst als Straßenhändler von Haushaltswaren und dann mit einem Lebensmittelladen zu bescheidenem Wohlstand, der sich weiter mehrte, als er im North End abends noch eine Kneipe aufmachte. Bald kaufte er Wohnungen, die er an irische Arbeiter vermietete. So konnte seine Familie schließlich ein angenehmes Leben führen, und der Grund- stock war gelegentlich für den weiteren Aufstieg der nächsten Generationen.

Daß Jack so wenig über seine irischen Verwandten wußte, lag auch am Eifer seiner Eltern, ihre irische Identität durch eine amerikanische zu erset- zen. Rose Fitzgerald Kennedy, Jacks Mutter, war unermüdlich, ihren Kin- dern amerikanische Werte zu vermitteln. Sie verleugnete ihre irischen Wur- zeln und führte die Kinder lieber ausgiebig zu den geschichtsträchtigen Stätten der revolutionären Vergangenheit Amerikas in Bostons Umgebung. Diese Einstellung teilte sie mit vielen Einwanderern. Wer nach Amerika kam, wollte, daß er und seine Kinder möglichst rasch Amerikaner wur- den. Also ließ man seine Vergangenheit hinter sich. Dies Verhalten war in Boston besonders ausgeprägt, wo es mehr als andernorts darauf ankam, zu welcher ethnischen Gruppe und sozialen Schicht man gehörte.

Rose und ihr Mann Joe waren verständlicherweise emsig bemüht, die Familie vor den ständigen Brückierungen zu schützen, denen die katho- lischen Iren in Boston ausgesetzt waren. Die lokale Hautevolee, wohl- habende Protestanten, verstand sich stolz als Nachkommen der ersten amerikanischen Siedler. Obwohl Rose und Joe selbst ein privilegiertes Leben führten, so blieb ihnen die Tatsache doch bewußt, daß man sie in ihrer erklärten Heimat als Außenseiter betrachtete – wegen sie beharr- lich ankämpften.



Das Boston, in dem Joe und Rose aufwachsen, war auf eine sehr selbstbewusste Weise »amerikanisch«. In dieser Stadt waren die Werte und der Geist geformt worden, die zur Entstehung der Nation geführt hatten, hier lag Amerikas berühmteste Universität, die viele reiche und mächtige Persönlichkeiten Amerikas besucht hatten. Snobismus oder Klassenbewußtsein gehörte so sehr zum Bostoner Leben wie das Boston Common mit seinem großen Einfluß auf die frühe Geschichte der Republik. In den meisten Städten Amerikas war es kein großes Hindernis für gesellschaftlichen oder beruflichen Erfolg, wenn man nicht die richtige Herkunft hatte. In Boston jedoch, wo »die Lowells nur mit den Cabots sprechen und die Cabots nur mit Gott«, mußte man große Ambitionen haben, wenn man aufsteigen wollte.

Was immer Jacks Eltern als Geschichte der Familie betrachteten begann erst mit seinen beiden Großvätern – mit Patrick Joseph Kennedy und mit John F. Fitzgerald. Beide hatten es in ihrer Heimatstadt zu beträchtlichem Wohlstand und Ansehen gebracht und ihren Kindern alles mitgegeben, was zu einem angenehmen Leben gehört. Patrick Joseph Kennedy wurde 1858 geboren, in dem Jahr, als sein Vater starb. Es gab damals noch keine staatliche Hilfe für eine Witwe mit vier Kindern, also mußte Bridget Murphy Kennedy, Patricks Mutter, die Familie als Verkäuferin und Ladeninhaberin durchbringen. Mit vierzehn Jahren verließ P.J., wie er genannt wurde, die Schule und arbeitete auf den Bostoner Docks als Stauer, um zum Unterhalt für seine Mutter und seine drei älteren Schwestern beizutragen. In den achtziger Jahren begann seine Karriere als Geschäftsmann. Von dem Geld, das er von seinen bescheidenen Einkünften gespart hatte, kaufte er am Haymarket Square einen Saloon. Später kam eine Kneipe dazu, diesmal in der Nähe der Docks. Um auch aus dem gesellschaftlichen Leben der Bostoner Oberschicht Kapital zu schlagen, kaufte er eine dritte Bar, und zwar im Maverick House, einem vornehmen Hotel.

Mit riesigem Schnurrbart, weißer Schürze und roten Ärmelhaltern machte der stämmige, blauäugige und rothaarige P.J. eine gute Figur hinter dem Tresen seiner Bars. Offenbar konnte er gut zuhören, denn er gewann rasch eine Stammkundschaft, die ihn achtete und mochte. Er war noch keine dreißig, als er die Mittel hatte, eine Importfirma für Whiskey zu gründen, P. J. Kennedy & Co. Nun wurde er zu einer führenden Figur im Bostoner Spirituosenhandel.

Immer bereit, seinen weniger glücklichen irischen Landsleuten mit etwas Geld und gutem Rat zu helfen, war er beliebt und geachtet in East Boston, einem Viertel, das von irischen, aber auch von protestantischen Familien der oberen Mittelschicht geprägt war. Von 1884 an zog er politischen Nutzen aus seiner Beliebtheit: Fünf Mal in Folge wurde er für eine jeweils einjährige Amtszeit in das Massachusetts Lower House, dann drei Mal für je zwei Jahre in den Senat des Staates gewählt. In dieser Zeit wurde er zu einem der bedeutendsten Führer der Demokratischen Partei in Boston. 1888 wurde er sogar aufgefordert, auf dem nationalen Parteikonvent in St. Louis eine Rede zur Kandidatur von Grover Cleveland zu halten. Doch lagen ihm Wahlkampagnen, Reden und Gesetzgebungspolitik nicht so sehr wie das Fädenziehen im Hintergrund, das für das politische Leben in Boston Ende des neunzehnten und Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts so charakteristisch war. 1895 verließ P.J. den Senat und setzte seine politische Karriere in verschiedenen Wahlämtern fort. Wesentlicher aber war seine Rolle als politische Hintergrundfigur in Bostons Wahlbezirk Zwei und als Mitglied im inoffiziellen Strategeausschuß seiner Partei. Man traf sich in vertrautem Kreise und verteilte Ämter, Kandidaturen und Patronage.

1887 heiratete er Mary Augusta Hickey, die einer reichen irischen Familie aus Brockton entstammte, einem Vorort der aufstrebenden Mittelschicht. Sie war Tochter eines erfolgreichen Geschäftsmannes und Schwester eines hohen Polizeibeamten, eines Arztes und eines Beerdtungsunternehmers. Dieser Frau verdankte Kennedy, daß sein Aufstieg in die sich gerade herausbildende irische Mittelschicht – der legendäre Bostoner Bürgermeister James Michael Curley nannte sie FIFs, die »First Irish Families«, spöttisch »lupenrein irisch« – eine solide Grundlage bekam. Als P.J. 1929 starb, gehörte er wirklich dazu: Er hielt eine Beteiligung an einer Kohlegesellschaft und ein großes Aktienpaket der Columbia Trust Company. Mit seinem Wohlstand konnte er seiner Familie, zu der ein Sohn, Joseph Patrick, und zwei Töchter gehörten, ein vornehmes Haus in Jeffries Point in East Boston bieten.

John F. Fitzgerald war in Boston noch renommiert als P.J.; er hatte auch einen größeren Einfluß auf Jacks Leben. Der Sohn eines erfolgreichen Geschäftsmannes wurde 1863 als das vierte von zwölf Kindern

geboren. Als begabter Schüler konnte er die geschichtsträchtige Bostoner Lateinschule besuchen. Er tat sich als ausgezeichnete Sportler ebenso her- vor wie mit seinen schulischen Leistungen. Anschließend besuchte John F. das Boston College, die Jesuitenuniversität der Stadt, und schrieb sich 1884 an der Harvard Medical School ein. Als sein Vater im Frühjahr 1885 starb, gab er das Medizinstudium auf, das sowieso mehr seines Vaters Idee gewesen war als seine eigene, und kümmerte sich um seine sechs jüngeren Brüder. Im städtischen Zollamt fand sich erste Arbeit. Er konnte gut mit Menschen umgehen, interessierte sich zudem für Politik – Begabungen, die ihm rasch die Stelle des Sekretärs von Matthew Keany, einem Führer der Demokratischen Partei im Wahlbezirk North End, einbrachten. 1891 wurde John F. in den Bostoner Stadtrat gewählt, wo er gegen den Widerstand der wohlhabenderen Stadtteile die Anlage eines 350 000 Dollar teuren öffentlichen Parks in seinem ärmeren Wahlbezirk North End durchsetzte. 1892 starb Keany, und naheliegenderweise wurde Fitzgerald, der sieben Jahre lang gelernt hatte, wie man Wählerstimmen beschafft und die lokalen Machtverhältnisse manipuliert, Keany's Nachfolger.

Er war ein politisches Naturtalent, war charmant, zupackend und leutselig, mochte Leute, die den »irischen Dreh« beherrschten: Man plaudert liebenswürdig, drückt gleichzeitig einem anderen die Hand und schaut einen dritten freundlich an. Seine Liebenswürdigkeit brachte ihm den Spitznamen »Honey Fitz« ein. Als »Fitzblamey« (Fitzschmeicheln) wurde seine Art, Wählerstimmen zu beschaffen, bekannt. Seine ergebenen Anhänger nannte man »Dearos«, abgekürzt aus »the dear old North End«, wie er seinen Wahlbezirk nannte. All dies bescherte ihm eine Reihe von Wahlerfolgen. 1892 wurde er in den Senat von Massachusetts gewählt. Er galt als Politiker, der mit seiner gesetzgeberischen Arbeit bestrebt war, den Bedürfnissen seiner Wähler nachzukommen, und gewann zunehmend Popularität. 1894 gelang es ihm, sich als Kandidat für die Kongresswahlen nominieren zu lassen: im Bostoner Neunten Bezirk, dem einzigen für die Demokraten sicheren Wahlbezirk in Massachusetts.

Er war dabei gegen seine Kollegen im Strategieausschuß angetreten, die den amtierenden Kongressabgeordneten Joseph O'Neil unterstützten. Fitzgerald führte einen brillanten Wahlkampf, in dem er sich auf die bedrückenden Folgen des Börsenkrachs von 1893 und der anschlie-

ßenden Depression konzentrierte. Seine Fackelzüge und die in Aussicht gestellten öffentlichen Hilfsprogramme hatten eine nie dagewesene Wahlbeteiligung zur Folge. Den zerstrittenen Führern der Wahlbezirke gelang es nicht, seinem Auftritt etwas entgegenzusetzen, und so konnte der erst einunddreißigjährige Fitzgerald einen deutlichen Sieg bei der Vorwahl erringen – und in der Folge das sichere Kongreßmandat.

Während seiner drei Amtszeiten im Repräsentantenhaus trat Fitzgerald beharrlich für die Belange seines Wahlkreises und des Bundesstaats ein, votierte für eine progressive Einkommenssteuer anstelle höherer Schutzzölle, verteidigte eine weiterhin unbeschränkte Einwanderung. Hier trat ihm Henry Cabot Lodge entgegen, der Senator von Massachusetts, ein großer, schlanker und sehr von sich überzeugter Aristokrat, der mit seinem Van-Dyck-Bart und seinem distanzierten Verhalten das völkige Gegenteil von Fitzgerald darstellte. Es habe Vorzüge, so belehrte er den Iren, wenn man inferiore Völker – unverdauliche Fremde – daran hindern würde, die Vereinigten Staaten zugrunde zu richten. »Sie sind ein unverschämter junger Mensch. Glauben Sie tatsächlich, daß Juden oder Italiener irgendein Recht in diesem Land haben?« Fitzgerald antwortete: »Soviel wie Ihr Vater oder meiner. Es ist nur ein Unterschied von ein paar Schiffen.« Nach drei Amtszeiten – Fitzgerald war einer von nur drei Katholiken im Kongreß – gab er die Entscheidung bekannt, nicht mehr kandidieren zu wollen. Damit näherte er sich seinem eigentlichen Ziel: Er wollte Bürgermeister von Boston werden.

In den nächsten fünf Jahren, in denen er auf eine günstige Gelegenheit für seine Kandidatur wartete, betätigte er sich erfolgreich als Zeitungsverleger. Um für die lokale Zeitung *The Republic* mehr Anzeigen von Kaufhäusern akquirieren zu können, brachte er Artikel, die vor allem für Frauen interessant waren – er war eben auch ein leidenschaftlicher Geschäftsmann.

In seiner Eigenschaft als Chef des Wahlbezirks Sechs im North End – er behielt diesen Posten auch, als die Familie nach Concord und später nach Dorchester umgezogen war – gehörte er zu den führenden politischen Köpfen der Stadt, eine gute Voraussetzung für das Amt des Bürgermeisters. Doch als der bisherige Amtsinhaber 1905 starb, mußte er wiederum zuerst den Widerstand mächtiger Kollegen der eigenen Partei

– darunter auch P.J. – überwinden. Seine klug eingefädelte Kampagne richtete sich nun direkt gegen die Parteibosse und traf den Nerv vieler Zeitgenossen, die sich über die undemokratischen Machenschaften in der Partei beklagten. Doch sowohl den erbitterten Vorwahlkampf als auch das anschließende Kopf-an-Kopf-Rennen mit dem republikanischen Gegner konnte Fitzgerald für sich entscheiden. Sein Slogan war: »Das Volk, nicht die Bosse sollen regieren! Für ein größeres, besseres und aktiveres Boston!« Kurz nach seiner Wahl besuchte er P.J. Kennedy in dessen Büro in East Boston und erklärte diesem, er werde ihm den Widerstand gegen seine Kandidatur nicht übelnehmen. Dies war, wie zwei Familienbiographen später formulieren sollten, »das erste Hurra auf die kommende Dynastie«.

**HONEY FITZ HATTE** seine politischen und geschäftlichen Erfolge mit der Ehelichung von Mary Josephine Hannon, genannt Josie, einer Kusine zweiten Grades, abgerundet. Die beiden waren sich im September 1878 in Acton, auf der Farm der Hannons, zum ersten Mal begegnet. Damals war Fitzgerald fünfzehn und Josie dreizehn Jahre alt. Er verliebte sich auf der Stelle in das schöne Mädchen, mit dem er zweiundsechzig Jahre verheiratet sein sollte. Doch mußte Fitzgerald elf Jahre warten, bis Josies Familie ihre Bedenken gegen die Ehe zwischen zwei Blutsverwandten aufgab. Aus der Verbindung gingen sechs Kinder hervor, drei Söhne und drei Töchter.

Rose Elizabeth, Fitzgeralds Älteste, war sein Lieblingskind. Inständig hatte er sich eine Tochter gewünscht, die ihm seinen Traum, die Aufnahme in die feine Gesellschaft, erfüllen würde. Und das Leben, die Erziehung, die gesellschaftliche Anerkennung, die er für sie träumte, waren wie aus einem Roman. Und er hat verwirklicht, was er träumte, wie Rose erzählt hat: »Ich habe manchmal gedacht, daß ich zu den glücklicheren Menschen in dieser Welt gehöre, fast so, als ob die Vorsehung oder das Schicksal, wie Sie wollen, mich dazu ausersehen hätte, besondere Vorteile zu genießen.« Von ihrer Geburt im Jahre 1890 an führte sie ein privilegiertes Leben.

Als Rose sieben Jahre alt war, zogen Fitz und Josie mit ihren Kindern in den Bostoner Vorort West Concord, in ein Haus, das, wie sich Rose

erinnert »groß, weitläufig und verschachtelt ... und herrlich gemütlich« war. Dort genoß sie alle traditionellen Vergnügungen und Freuden des Lebens in einem neu-englischen Städtchen: »Heiterkeit, Ordnung, familiäre Liebe, Pferd- und Wagenfahrten zum nahegelegenen Haus meiner Großeltern, auf Apfelbäume klettern und wilde Blumen pflücken.«

Die Erträge, die *The Republic* brachte, machten die Fitzgeralds zu reichen Leuten. 1904 zog man in den Vorort Dorchester, und die inzwischen siebenköpfige Familie lebte nun in einem weitläufigen Haus mit fünfzehn Zimmern, »einer holzgeschnitzten Veranda, einem Mansardentürmchen und bleiverglaster Eingangstür, die, wie Fitzie immer wieder behauptete, das Familienwappen zeigte«. Rose besuchte die Dorchester High School für Mädchen und erhielt, wie es sich für eine Tochter aus gutem Hause gehörte, Privatstunden in Französisch, Tanz, Klavier und Gesang.

Durch den Umzug nach Dorchester konnte Fitz die rohen Auseinandersetzungen von der Familie fernhalten, die sein Wahlkampf um das Bürgermeistertum im Jahr 1905 mit sich brachte. Rose war bereits fünfzehn, doch sie hatte nur »eine ganz ungefähre Vorstellung von dem gehabt, was da vor sich ging«. Das war gut so, denn im Wahlkampf hörte man viele Grobheiten über das Privatleben ihres Vaters und seine politische Arbeit, die jede liebende Tochter verletzt hätten, besonders wenn sie so romantisch veranlagt war wie Rose.

Rose führte dieses behütete Leben bis in ihre zwanziger Jahre. Mit siebzehn war sie, die lebhafte und intelligente Tochter des Bürgermeisters, bereits eine Bostoner Berühmtheit, die sich »bei allen politischen und gesellschaftlichen Ereignissen mit dem gebührenden Anstand« zu benehmen wußte. Wellesley wäre genau das richtige College für eine so begabte und prominente junge Frau gewesen: Es war das beste College für Frauen im ganzen Land, und hier hätte sie die aufregende Welt der intellektuellen und politischen Bildung erobern können. Doch der Vater fand, sie sei zu jung und zu leicht beeinflussbar. Also wurde sie zu den Herz-Jesu-Schwestern auf eine katholische Eliteschule geschickt, wo sie gutes Benehmen und die weiblichen Tugenden lernen sollte, die sie zu einer perfekten Ehefrau und Mutter machen würden. Nach Abschluß ihres Jahres in Sacred Heart unternahmen die Fitzgeralds mit ihren beiden älte-

sten Töchtern eine ausgedehnte Europareise. Der offizielle Grund für die Reise war der Wunsch der Eltern, die Erziehung ihrer Mädchen zu vervollkommen. Doch war Fitzgerald im Jahr 1907 daran gescheitert, erneut für das Amt des Bürgermeisters zu kandidieren. Er wurde verdächtigt, während seiner zweijährigen Amtszeit in die eigene Tasche gewirtschaftet zu haben. Die Sommerreise bot Gelegenheit, Rose und ihre Schwester Agnes gegen die Presseberichte über sein Fehlverhalten abzuschirmen. Aus dem gleichen Grund, aber auch, um eine keimende Romanze mit P. J.s Sohn Joseph Patrick Kennedy, dem Sproß einer Familie von geringerem sozialen Ansehen, zu unterbinden, wurden Rose und Agnes für das Schuljahr 1908/09 in eine Klosterschule der Herz-Jesu-Schwester in Holland geschickt. Dort erhielten vor allem Töchter französischer und deutscher Aristokraten sowie reicher Geschäftsleute ihren gesellschaftlichen Schliff, die Schule war also eine etwas kosmopolitischere Version ihres Bostoner Gegenstücks.

Nach ihrer Rückkehr im Sommer 1909 wurde Rose den politischen Auseinandersetzungen noch einmal entzogen. Diesmal ging sie zu den Schwestern vom Heiligsten Herzen Jesu in Manhattanville, New York. Dann aber kehrte sie endgültig nach Boston zurück und konnte nun in der zweiten Amtszeit ihres Vaters, die von 1910 bis 1912 dauerte, eine wichtige gesellschaftliche Rolle übernehmen. Josie, die sich um zwei kleine Kinder zu kümmern und auch wenig Neigung für die Pflichten einer First Lady hatte, überließ diese Aufgabe gerne ihrer Tochter Rose, die sie mit Stil und Charme ausfüllte. Als Honey Fitz' »Hosteß-und-Hilfbegleitung« reiste sie mit ihm in kommunalen Angelegenheiten nach Chicago und Kansas. Sie besuchten den Panama-Kanal, um herauszufinden, welche Auswirkungen dieser auf Bostons Zukunft als internationales Handelszentrum haben würde. Zur Verbesserung der wirtschaftlichen Beziehungen führen der Bürgermeister und seine Tochter in die bedeutendsten Städte Westeuropas. Sie begleitete den Vater ins Weiße Haus, wo sich dieser mit Präsident William Howard Taft traf, und zum nationalen Konvent der Demokratischen Partei in Baltimore im Jahr 1912, auf dem Woodrow Wilson, damals Gouverneur von New Jersey, für die Präsidentschaftskandidatur nominiert wurde. Über diese Reisen schreibt ein Biograph: »Fitzgerald genoß das gute Aussehen seiner Tochter, ihre

Intelligenz, ihre Geistesgegenwart und ihre hervorragenden gesellschaftlichen Umgangsformen. ... Es zeigte sich, daß sie ebensogut wie ihr Vater Gespräche führen, Ausdauer und Interesse zeigen, tanzen, Sport treiben, ja sogar Journalisten faszinieren konnte«, die auf den Titelseiten der Bostoner Zeitungen über sie berichteten.

Rose war in der Tat eine lokale Größe. Um dies zu beweisen hätte es des Balls vielleicht gar nicht bedurft, der im Januar 1911 zu ihrer Einführung in die Gesellschaft gegeben wurde. Unter den 450 Gästen waren die führenden Persönlichkeiten des Staates. Selbst die hergebrachten sozialen Schranken zwischen Protestanten und Katholiken fielen bei dieser Gelegenheit: Der designierte Gouverneur von Massachusetts, zwei Mitglieder des Kongresses, der Staatsanwalt und Stadträte von Boston – die den Tag zum Feiertag erklärten – begegneten hier den reichen und tonangebenden Bankiers, Geschäftsleuten, Anwälten, Ärzten und Klerikern.

Nach den damaligen Sitten begann mit einem solchen Debüt die Zeit der Bekanntschaften mit möglichen Heiratskandidaten. An diesen man gelte es gewiß nicht, allerdings hätten Protestanten nach dem Kommentar der Bostoner Gesellschaft keine Chancen gehabt. Das »Resentiment«, das zwischen der Bostoner Elite und den irischen Katholiken bestand, hatte zur Folge, daß man »so wenig wie möglich Umgang miteinander haben wollte«. Ihr Vater hatte zwar für bessere Beziehungen gesorgt, indem er sich mit James Jackson Storrow zusammentat, um den Boston City Club zu begründen, einen Ort, an dem sich beide Seiten in »neutraler und gesellschaftlich entspannter Atmosphäre« begegnen konnten. Dennoch betrachtete Rose diese Spaltung der Bostoner Gesellschaft als »eine jener elementaren Tatsachen des Lebens, an denen man nichts ändern kann«. Außerdem gab es genügend junge katholische Männer, die ihrem Stand entsprachen. Nicht zuletzt war da P. J.s Sohn Joe, den sie fast ihr ganzes Leben lang kannte und der ihr – wenn auch nicht ihrem Vater – als der wünschenswerteste Gefährte erschien.

**TROTZ BOSTONS** kultureller Spaltung konnte sich Joe – ebenso wie Rose – ohne weiteres vorstellen, bis zur Spitze der wirtschaftlichen und sozialen Eliten des Landes aufzusteigen. Nach ihrem Lebensstandard und gesellschaftlichem Ansehen gehörten seine Eltern in die oberen Ränge der Mit-

telklasse. Joe Kennedy konnte Träume hegen wie die großen Wirtschaftsbosse des späten neunzehnten Jahrhunderts: Auch für Diamond Jim Brady, Andrew Carnegie, Jim Fisk, Jay Gould, J. P. Morgan oder John D. Rockefeller, die allesamt aus der Mittelschicht stammten, war diese Herkunft kein Hindernis, ein riesiges Vermögen und internationales Ansehen zu erwerben.

Joe, 1888 geboren, wuchs in einer Ära auf, in der Amerika seine größten Helden in den wagemutigen Unternehmern sah, die nicht nur selbst schwerreich wurden, sondern auch den Reichtum der Nation vergrößerten, indem sie die Infrastruktur für eine industrielle Gesellschaft schufen – Stahl, billige Energie, Eisenbahnen und die Finanzinstrumente für eine Wachstumsökonomie. Mochten viele auf der Strecke bleiben: der sozialdarwinistische Code des Zeitalters, von dem sich Joe zeitlebens leiten ließ, rechtfertigte die Vorstellung, daß die Begabten und Starken Erfolg haben, während die, die nur mäßig vorankamen oder scheiterten, es wohl auch nicht anders verdient hatten. Dies galt als natürliche Ordnung, und man sah keinen Grund, den Unterschied zwischen Arm und Reich in Amerika als ungerecht zu betrachten.

Natürlich war nichts dagegen einzuwenden, wenn die, die Glück hatten, etwas von ihrem Überfluß mit den Bedürftigen teilten; tatsächlich waren die Superreichen verpflichtet, denen, die es am nötigsten hatten, unter die Arme zu greifen. Aber die Verpflichtung zur Wohltätigkeit hieß nicht, daß man sich bei der Anhäufung eines großen Vermögens irgendeiner Beschränkungen auflegen mußte. Das war Joes Sache ebenso wenig wie die der anderen Aufsteiger in seiner Zeit. Als Junge hatte er die Werke von Horatio Alger jr. verschlungen. Dessen Geschichten spielten zwar eher in der ländlichen Welt vor dem Bürgerkrieg, sein Thema jedoch war der Aufstieg aus äußerster Armut zu Reichtum und Erfolg. Und das begeisterte ehrgeizige junge Leute wie Joe Kennedy.

Joe erinnerte stets daran, daß jeder herausfinden könne, wie er seine gottgegebenen Talente erfolgreich einsetzt; Erfolg sei vor allem eine Angelegenheit des Willens. Schon als junger Bursche wollte es Joe unbedingt weiter bringen als gewöhnliche Menschen. Er hat vieles von dem getan, was Jungen damals taten, um etwas dazuzuverdienen: Er hat auf den Docks Zeitungen verkauft, hat Touristen auf Hafentourfahrten

Süßigkeiten und Erdnüsse angeboten, hat an Feiertagen in den Wohnungen orthodoxer Juden Gaslampen und Öfen angezündet, Hüte für ein Herrenmodegeschäft ausgeliefert, als Bürojunge in der Bank seines Vaters gearbeitet. Doch Joe hatte den Drang, auf erfindungsreichere Weise zu Geld zu kommen.

Als Fünfzehnjähriger organisierte er in seinem Wohnviertel eine Baseballmannschaft, die *Assumptions*. Er war Geschäftsführer der Mannschaft, Trainer und erster Baseman, er kaufte Uniformen, mietete ein Spielfeld, organisierte Spieltermine und kassierte bei den Zuschauern so viel Geld, daß er daran etwas verdiente. Seinen Mannschaftskameraden, die sich darüber beschwerten, daß er zu sehr den Ton angab und sie überhaupt nichts zu sagen hatten, machte Joe klar, wie wenig ihn das kümmerte. Nur einer konnte der Boß sein, und etwas anderes komme für ihn nicht in Frage. Seiner Schwester erläuterte er seine persönliche Philosophie in einem knappen Satz: »Wenn du nicht der Chef sein kannst, dann spiele nicht.« Die Mutter hielt Joe für etwas Besonderes, und sie suchte nach Wegen, wie sie ihn, den sozialen Status und den Reichtum der Familie nutzend, von der katholischen Xaver-Schule in East Boston zur Lateinschule wechseln lassen konnte. Es wäre nicht das erste Mal gewesen, daß aufstrebende katholische Familien die Aufnahme ihrer Söhne in die Bostoner Lateinschule durchgesetzt hatten; auch Roses Vater hatte diese Schule besucht. Aber als Joe im September 1901 eingeschult wurde, war der rothaarige, sommersprossige und muskulöse irische Junge von der anderen Seite des Hafens eine Ausnahmeerscheinung unter den Sprößlingen der Familien von Beacon Hill und Back Bay.

Nach der Lateinschule ging Joe 1908 nach Harvard. Dort hatte man sich dem öffentlichen Druck, mehr institutionelle und politische Demokratie walten zu lassen und nicht nur den Reichen und Mächtigen zu Diensten zu sein, insoweit gebeugt, daß man zumindest nach außen hin so tat, als begrüße man eine vielfältiger zusammengesetzte Studentenschaft. Doch die alte Gewohnheit, sich nach dem sozialen Status zu richten, war ebenso stark wie im neunzehnten Jahrhundert. Nach Harvard kamen die »goldenen Jungs« aus privaten Eliteschulen wie Groton, St. Mark's und St. Paul's, häufig Millionärsöhne, die ihre Diener mitbrachten und luxuriöse »residence halls« mit eigenem Bad, Zentralheizung,

Swimming Pool und Squash-Platz bezogen. Joe hatte, obwohl er immerhin die Bostoner Lateinschule besucht hatte, keinen Anspruch auf einen besonderen Status. Mit der weniger wohlhabenden Mehrheit teilte er die eintönigen, schlecht beheizten Schlafräume und primitiven Bäder. Doch gaben ihm die krassen sozialen Unterschiede keineswegs das Gefühl einer unüberwindlichen Inferiorität. Mit Freundschaften, die er bereits an der Bostoner Lateinschule geschlossen hatte, durch Beziehungen zu Sportlern, von denen einige sogar aus jenen elitären Zirkeln kamen, zu denen er keinen Zutritt hatte, baute er sich ein eigenes soziales Netzwerk auf. Die Anerkennung, die er hier gewann, weist voraus auf seine Fähigkeit, gesellschaftliche Höhen zu erreichen, die noch kein Bostoner Ire erreicht hatte.

1912 machte er seinen Abschluß und entschied sich für eine Laufbahn im Bankwesen, der »Basisprofession«, von der seiner Meinung nach alle geschäftliche Tätigkeit abhing. Dabei hatte er während des Studiums in Harvard keinen besonderen Schwerpunkt auf die Wirtschaftswissenschaften gelegt; im Gegenteil, später erzählte er gern, wie er einen Kurs in Bankwesen und Finanzen aufgeben mußte, weil er so schlecht abschnitt. Aber er hatte die zeitgenössischen Finanzpraktiken in Amerika aufmerksam beobachtet. Im Frühjahr 1912 hatten Anhörungen im Kongreß ergeben, in welchem Umfang die »erstaunliche« Macht der Bankiers und ihr Einfluß auf die Nationalökonomie zum Modell geworden war für Menschen, die vor allem eines wollten: rasch reich werden. Und wenn Joe irgend etwas hatte, dann diesen Ehrgeiz. Progressiv eingestellte Menschen sahen in der Macht der Banken den Grund für notwendige Reformen. Damit hatte Joe nichts im Sinn. Er wollte der erste irische Amerikaner werden, dem es gelang, in das Reservat der reichsten und prominentesten Bostoner Familien einzudringen.

Joe übernahm einen Posten in der Columbia Trust seines Vaters, wo er unter Alfred Wellington, dem neununddreißigjährigen Finanzdirektor der Bank, als Lehrling arbeitete. Wellington erkannte die ungewöhnliche Begabung und den nicht minder großen Ehrgeiz seines Schülers. So drängte er ihn, staatlicher Bankprüfer zu werden. Auf diese Weise könne er die Grundzüge des Geschäfts am besten kennen lernen. Nachdem Joe die entsprechende Prüfung abgelegt hatte, wurde er auf eine Warteliste

gesetzt. Und er brachte Bürgermeister Fitzgerald dazu, den Gouverneur nachdrücklich darauf hinzuweisen, daß im Staat Massachusetts bislang kein irisch-katholischer Bankprüfer tätig war. Politischer Druck in Verbindung mit Joes Verdiensten brachte ihm die Anstellung ein. So reiste er anderthalb Jahre durch Massachusetts und lernte die Schwierigkeiten und Kniffe des Bankgeschäfts kennen. Bei seinen Gesprächspartnern hinterließ er den Eindruck, daß er das Zeug zu einer glänzenden Bankkarriere habe.

So wußte Joe, was zu tun war, als eine Bostoner Bank die Übernahme von Columbia Trust androhte. Diese war eines der wenigen Finanzinstitute der Stadt in irischem Besitz. Wenn er dessen Selbständigkeit erhalten wollte, mußte er das Geld aufbringen, um das – vorerst die Aktionäre überzeugende Angebot – der gegnerischen Bank zu überbieten. Dies könnte gelingen, wenn er an den lokalpatriotischen Stolz appellierte. Aber Geld war der Schlüssel, und der Direktor der Bostoner Merchants National Bank, der in einer Columbia Trust unter Joes Leitung eine Chance sah, die das Risiko lohnte, stellte das notwendige Geld zur Verfügung. So hatte Joe die feindliche Übernahme erfolgreich abgewehrt und übernahm mit fünfundzwanzig die Leitung der Columbia. Nebenbei hatte er gelernt, was sich mit der richtigen Öffentlichkeitsarbeit erreichen liefs.

Seine Berufung an die Spitze der Bank fand lokal wie national ein breites Presseecho. Joe Kennedy ermunterte jeden Journalisten, der zum Interview kam, zu ein bißchen mehr Übertreibung. So wurde er von Bostons jüngstem Bankdirektor zum jüngsten in Amerika und schließlich auf der ganzen Welt. Und die kleine Bank, deren Bedeutung im wesentlichen auf das Stadtviertel beschränkt gewesen war, avancierte auf geheimnisvolle Art zu einer Hauptstütze des nationalen Bankwesens. Und so verdoppelten sich die Einlagen bei der Columbia nahezu, die Anleihen stiegen in den drei Jahren, in denen Joe Präsident war, um mehr als 50 Prozent. Er sei entschlossen, mit fünfunddreißig Jahren seine erste Million verdient zu haben, erzählte er einem Journalisten. Bei diesen Zuwachsraten schien das möglich.

IM SOMMER 1906, Joe war achtzehn, Rose sechzehn Jahre alt, verlebten sie sich ineinander. Rose sah Joe in jeder Hinsicht als Erfüllung ihrer Erwartungen ans Leben. Den Fitzgeralds dagegen erschien die Verbin-



Robert Dallek

**John F. Kennedy**

Ein unvollendetes Leben

Gebundenes Buch, Pappband mit Schutzumschlag, 792 Seiten,  
14,5 x 21,5 cm  
50 s/w Abbildungen  
ISBN: 978-3-421-05200-1

DVA Sachbuch

Erscheinungstermin: September 2003

Die definitive Biographie John F. Kennedys

John F. Kennedy hat als Präsident die Herzen der Menschen erobert und der Politik der kommenden Jahrzehnte seinen Stempel aufgedrückt. Er war ein Idol, besonders in Deutschland. Endlich gibt es die große Biographie.

Als erster Autor erhielt Robert Dallek exklusiven Zugang zum Familienarchiv der Kennedys. In seiner Biographie zeigt er einen zugleich getriebenen und visionären Politiker, der wie kein anderer die Menschen fasziniert. Gerüchte um seine Affären, seine Mafiakontakte und seine Krankheiten umranken diese Legende.

Robert Dallek läßt in seiner spannenden Erzählung den zugleich sportlichen und kranken, ehrgeizigen und sympathischen Menschen Kennedy sichtbar werden. Viele seiner politischen Entscheidungen, etwa in der Kubakrise, zu Vietnam, zur Berliner Mauer, erscheinen in neuem Licht.

Mit der Meisterschaft großer Biographen zeichnet Dallek erstmals ein vollständiges Bild Kennedys. Seine Wirkung als Idol einer Zeit ist bis heute unvergessen, hier wird der Schleier um seine Geheimnisse gelüftet. Kennedy erscheint nun endlich weniger als der Mythos, aber mehr als zuvor als eine große Gestalt der Geschichte.